

Barbara Linnenbrügger
Als wäre es ein Stück von mir

Epilog - Es ist ein Stück von mir

„Viel spricht dafür, dass dieses Ausweichen vor der deutschen Vergangenheit und die Regression in abwehrende Ideologien und Geschichtsmodelle sich nur schwer hätten vermeiden lassen. Nicht nur die (Neue) Linke ging diesen Irrweg. Die Mehrheit der Deutschen versuchte auf die ein oder andere Art, Hitler und seine Herrschaft als etwas Fremdes abzuspalten und zu verdrängen. Weil aber so viele und so besonders viele junge Deutsche den Nationalsozialismus gutgeheißen und damit die Politik des Verbrechens zumindest objektiv gefördert hatten, war es 1968 noch nicht möglich, die direkte Konfrontation mit den mittlerweile 50- bis 65-jährigen Rassenkriegern zu suchen. Das erklärt, warum sich 1967/68 für etwa 10 Jahre neue Formen des Verdrängens herausbildeten. Sie entstanden in dem Moment, als das einvernehmliche Beschweigen der Vergangenheit aufhörte.“
Götz Aly, *Unser Kampf* 1968, Frankfurt/M, 2. Aufl. 2012, S. 206

Diese Geschichte ist ein Stück, ein Teil von mir. Ich bin glücklich, sie in neuen, klärenden Interpretationen entdeckt zu haben: Einerseits meine Unterstützung der K-Gruppen-Aktivitäten Anfang der 1970er Jahre. Andererseits die Erkenntnis, dass meine Eltern offensichtlich Nazis waren. Beides schockte mich zu tiefst.

Diese Erkenntnisse bringen aber auch gleichzeitig Licht in meine vernebelten Schatten-Welten, in Verhaltensweisen und Befindlichkeiten, mit den ich mich zeitlebens unwohl fühlte, die mich plagten. Dieser neue Blick und diese Erkenntnisse bringen nun aber Befreiung in mein Leben.

Aber wie kann das alles sein? Wie konnte meinen Eltern, wie konnte mir das passieren? Die Psychoanalytikerin Anita Eckstaedt schreibt in ihrem Buch „Nationalsozialismus in der ‚Zweiten Generation‘:

„Sie, die Eltern, tabuisierten all das, indem sie schwiegen. Spätestens mit der Kapitulation stand fest, dass sie mit ihrem Glauben an ein Tausendjähriges Reich geirrt hatten. Es gab nur zwei Wege, auf denen sie ihre Identität wahren konnten, entweder indem der Irrtum bekannt geworden wäre - oder nicht.

Ein Bekenntnis erforderte Betroffenheit, Einsicht, Trauer über die Verluste mit der folgenden Veränderung der inneren Wertordnung. Aber selten wurde wirklich zugegeben, dass man dem Nationalsozialismus angehangen hatte und nun seinem totalen Untergang gegenüberstand. Dagegen wurde auf die Niederlage mit Ablehnung reagiert, im Grunde mit Trotz, und folglich wurde am Gewesenen festgehalten ... Das Alte blieb gültig und die neue Realität wurde entwertet. ... Weil die Betroffenheit, das Gefühl so getäuscht, betrogen, verführt worden zu sein, nicht ertragen werden konnte, wurde dem Verlorenen treu geblieben.“

Anita Eckstaedt, Nationalsozialismus in der ‚Zweiten Generation‘, Frankfurt/M 1992, S. 135f

Meine Eltern, die ich doch als liebende, fürsorgliche, freundliche Menschen kenne, allerdings auch als schweigsame Eltern, die Zeit ihres Lebens nicht erzählt haben, wie es ihnen mit Hitler und dem Alltag im Nationalsozialismus ergangen ist. Sie waren 1933 zwölf und dreizehn Jahre alt. Sie hatten vielleicht bis dato nicht viel Anderes, Positives auf allgemein politischer Ebene in ihrem Leben erfahren und sich so der neuen Zeit verschrieben. Sie folgten dem ‚Führer‘, fanden in Hitlers Regime neue Werte und Ziele, beziehungsweise neuen Sinn. Sie fanden Anregung in der Hitlerjugend (HJ) und beim Bund Deutscher Mädel (BDM), wuchsen so in der Nazi-Ideologie auf, identifizierten sich

damit, legten Hoffnung und Lebensperspektive hinein. Sie verinnerlichten ein Welt- und Menschenbild, das geprägt war von Hitlers Forderung nach absolutem Gehorsam, von Rassenideologie und einer verheißungsvollen Zukunft in einer ‚völkische Bewegung‘, in der Hitler als ‚Messias‘, als ‚Erretter‘ aus Scham und Schande des Ersten Weltkrieges bejubelt wurde. Sie folgten Hitler, weil sie sich mit seinen Zielen identifizierten und sich durch ihn eine lebenswerte Zukunft erhofften.

Mein Vater nach seiner Ausbildung als Fotolithograf, als freiwilliger Wehrmachtssoldat sehr bald im Kriegseinsatz. Meine Mutter in der Ausbildung als Kaufmann und anschließender Tätigkeit bei den Stadtwerken ihrer Heimatstadt. Ich empfinde sie als Täter und Täterin, die sicherlich auch ‚Opfer‘ ihrer Erste-Weltkrieg-Elterngeneration waren. Ich habe keine Hinweise dahingehend gefunden, dass sie Nazi-Verbrecher waren. Aber allein als „Mitläufer“ oder „Verführte“ sehe ich sie nicht.

Nach der Hitler-Zeit lernten sie sich, obwohl sie nur ein paar Häuser voneinander entfernt aufgewachsen waren, erst im Nachkriegsjahr kennen und lieben und heirateten 1946. Sie mussten unter schwierigen Bedingungen im Haus der Eltern meines Vaters leben, da sonst kein Wohnraum zu bekommen war. 1947 kam meine Schwester zur Welt und ich 1951.

Ich weiß nicht, ob ich meinen Eltern mit dieser Sichtweise ihres Lebensweges Unrecht tue. Sie sind beide schon lange gestorben und ich habe keine Chance mehr, sie zu fragen. In unserer Familie gibt es niemanden mehr aus dieser Generation, auch keine Nachbarn oder Freunde meiner Eltern. Meine vier Jahre ältere Schwester erinnert sich nicht an Details, die Klärung bringen könnten. Spuren habe ich in den Wehrmachtsunterlagen meines Vaters gefunden, die ich 2012 einsehen konnte. Es ist eher eine innere Gewissheit, dass es so gewesen sein muss, weil sich in mir, seit ich diesen Gedanken: „Meine Eltern waren Nazis“ erstmalig dachte, so viel erklärt und damit gelöst hat. Eine Zeit lang war ich so erschrocken darüber, dass ich den Gedanken kaum denken, geschweige denn, mit anderen darüber sprechen konnte. Seitdem hat sich viel getan.

„Die nächste Generation macht sich zwangsläufig etwas von ihren Eltern zu eigen. Ein unbewältigt gebliebener Anteil der Eltern bleibt mit den Kindern verwoben und ist in ihrem Unbewußten wirksam. Die zumeist extremen Einstellungen der ‚ersten Generation‘ erschienen in der ‚zweiten‘ als die paradoxe Struktur von Opfer und Tätern in einem. Und die ‚zweite Generation‘ wird, wenn sie unwissend für sich bleibt, abermals mit der ‚dritten Generation‘ so verfahren, wie mit ihr verfahren worden ist. Das dann Weitergegebene muß noch unvermittelter sein.“

Anita Eckstaedt, Nationalsozialismus in der ‚Zweiten Generation‘; Frankfurt/M 1992, S. 24 und 496

Die Chance mit diesem Theaterstück einmal eine mögliche Geschichte meines Vaters in der Person des Günter Kreuter zu entwickeln und das, was ich mir immer gewünscht und erhofft habe, dass er redet, einmal beispielhaft zu kreieren und niederzuschreiben, hat in mir einen grandiosen Befreiungsprozess ausgelöst. Dafür danke ich. Denn in Wirklichkeit hat mein Vater Zeit seines Lebens nicht mit mir darüber geredet. Ich bin mir gewiss, dass meine Eltern das so akzeptieren, auch wenn es nicht so gewesen ist. Denn eins weiß ich bestimmt: sie wollten mein Bestes.

Meinen eigenen, selbst zu verantwortenden Taten in der KPD/ML muss ich mich stellen. Ich bin im Sommer 1971 im Rahmen eines Sozialarbeiterstudiums in den KSB/ML, die Studentenorganisation der KPD/ML eingetreten und habe im Schwerpunkt als Organisationsleiterin in meiner Heimatstadt gearbeitet. Auf der Basis einer wenn auch nicht sehr differenzierten ablehnenden politischen Haltung der BRD gegenüber und den verknöcherten Strukturen, die mir im Alltag begegneten, war ich begeistert und fasziniert von der Möglichkeiten an der Umsetzung einer ‚großen politischen Idee‘ mitzuwirken. Inhaltlich ging es mir vor allem darum, Benachteiligten zu mehr Geltung zu verhelfen und

Ungerechtigkeiten entgegenzutreten. Dabei nahm ich eine eng und streng strukturierte Organisation in Kauf und die Verherrlichung von Tyrannen wie Stalin und Mao Tse Tung. Erstes Unwohlsein und Zweifel an der Parteipolitik traten schon bald auf, aber die moralischen Ansprüche und die gute Gemeinschaft mit einigen Genossinnen und Genossen hielten mich in ihrem Bann. Als ich dann im Frühjahr 1973 die parteiinterne Kritik einer kleinen Gruppe KSB/MLer mitbekam, schloss ich mich ihnen sofort an und wurde umgehend mit ihnen zusammen aus der Partei ausgeschlossen. Die im Theaterstück dargestellte persönliche Bedrohung erlebte ich dann am eigenen Leib.

Erschrocken und fassungslos stehe ich den möglichen Gemeinsamkeiten der ‚33er‘ und der ‚68er‘ Situation gegenüber. Ich kann es jetzt aber verstehen und muss es akzeptieren, wenn auch nicht gutheißen. Vor allem hat es mir viel geklärt und damit gelöst. Wenn auch mein ganzes bisheriges Leben und Wirken von einer grundlegenden Patriarchats- und Kapitalismuskritik geprägt war und ist, kann ich nur sagen, dass wir in den 1970er Jahren zum Glück keine Chance gehabt haben, unsere politischen Vorstellungen zu realisieren. Damit bin ich, sind wir „glücklich gescheitert“!